

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 2

Artikel: Jonas Truttmann. Drittes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661666>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 15. Oktober 1932

Heft 2

An den Herbst.

Mit dankbarem Gemüte
Sinnnehm ich deine Güte,
Herbsttag, du milder Gast,
Der du mich reich beschenktest,
Den Sinn ins Klare lenktest,
Und mich zum Abend fröhlich ausgerüstet hast.

Nun ist in mir kein Drängen
Und bin doch nicht im Engen,
Bin ruhevoll bewegt.
Was gilt es, mehr zu wollen,
Als so im Friedevollen
Teilhafte sein des Ganzen, das mütterlich uns hegt.

Otto Julius Bierbaum.

Jonas Truttmann.

Von Ernst Zahn.

Drittes Kapitel.

Die Sonne fiel hell in die Glashalle des Spitals, so hell, daß die weißbemalten Wände und das weiße Linnenzeug an den Kinderbetten in ihrer Sauberkeit den Augen fast weh taten. Jonas Truttmann brachte auch die Augen nicht ganz auf, während er aus seinem Lager, dem letzten im langen Raum, zwischen Decke und Kissen seitwärts hervorsperberte. In seiner großen, kahlen Kammer daheim war er freilich nicht so geblendet worden. Er verfolgte mit heimlichen, aber wachbaren Blicken alles, was in dem Krankensaale stand und vorging. Wenn er angeschaut oder gar angerebet wurde, dann zog er sich in sich selbst zurück, wie eine gegen jede Berührung empfindliche Schnecke in ihr Haus. Vor Schen hätte er sich am liebsten unter die Decke verkrochen, aber wenn er sich, wie jetzt, unbeobachtet glaubte, paßte er auf wie ein Polizist. Er kannte schon alle die Kinderlebensgenossen, den wilden Buben drüben im

zweiten Bett, den sie Heini nannten und der sich keinen Augenblick ruhig verhalten konnte, obgleich er einen schweren Beinbruch hatte, den bleichen Fünfzehnjährigen, der sich nie regte und mit den tiefliegenden Augen ewig an die Decke starrte, von dem sie sagten, daß er nur noch einige Tage zu leben habe, und das Bethli, das blonde, dem die Zöpfe auf dem Kissen so schön um das feine Gesichtlein sich kränzten, das im Bett ihm gerade gegenüber lag und so viel weinte und wimmerte, weil es große Schmerzen litt. Alle hatte er sie kennen gelernt in den vierzehn Tagen, die er seit der Operation nun schon hier in seinem Bett zubrachte. Auch die Ärzte und Schwestern kannte er; und er dachte viel über alle nach, die Großen und die Kinder. Neben seinem Kopfe lag ein Buch. Er durfte lesen und las viel, so viel, daß die Schwester ihm die Bücher immer wieder fortnahm. Es war merkwürdig, daheim hatte er höchstens dann und wann einen Kalender in die Hand

bekommen. Aber er hatte am Besen in der Schule schon immer Freude gehabt. Und hier war es ihm wie eine Rettung aus einer beengten Einsamkeit, in der er sonst erstickt wäre.

Jonas war nicht glücklich im Spital, gerade-
sowenig, wie er es daheim in der Kammer gewesen war. Er wußte nicht, wie er sich gegen alle die Menschen, Ärzte, Schwestern, Kinder benehmen sollte. Sie wollten alle etwas von ihm und er doch nichts von ihnen. Warum also ließen sie ihn nicht in Ruhe?

Wie er in den Spital gekommen, wußte er nicht mehr. Er war operiert worden. Dann hatte er — so rechnete er sich aus — wohl lange ohne Bewußtsein gelegen. Die Schmerzen waren wieder gekommen, die ihn daheim gefoltert hatten, dazu eine Übelkeit, daß er glaubte sterben zu müssen. Jetzt nachgerade wurde ihm erträglicher zumute. Er begann sogar unwissentlich kleine Freuden sich zu schaffen. So sah er gern dem Spiel der Sonne am Fenster zu, wie sie am Morgen weiter und weiter rückte, immer größere Goldteiche auf den Boden gießend, und wie sie am Abend sich fortstahl, leise, wie ein Geisterwesen, in einer Fensterecke noch zögernd. Man mußte aufpassen wie ein Jagdhund, wenn man sehen wollte, wie sie da noch saß gleich einem goldenen, kleinen Vogel, und plötzlich — husch — fort war. So sprach er auch gern mit dem Bethli gegenüber, das ihn freilich zuerst hatte anreden müssen. Manchmal, wenn des Mädchens Leiden erträglich waren, lag es so wie er zwischen Decke und Kissen verkrochen, und so schauten sie einander an und flüsterten. Aber wenn die Schwester Hedwig kam, verstummten beide. Sie liebten die Schwester Hedwig nicht, obgleich sie eigentlich gut zu ihnen war und genau nach der Uhr für sie sorgte, obgleich auch der Professor Winter, der Spitaldirektor, sehr große Stücke gerade auf diese Schwester hielt und ihr immer die schwierigsten Fälle anvertraute.

Der Professor selbst war ein schöner, alter, vornehmer Mann mit einem prachtvollen weißen Bart, durch den er manchmal seine feinen Finger gleiten ließ. Er ging jeden Tag mit seinen Unterärzten von Bett zu Bett, fragte allerlei, meistens die Schwestern, weniger die Kinder, betrachtete die Fiebertabellen, prüfte die Nahrungsvorschriften. Man hatte, so dachte Jonas, einen heillosen Respekt vor ihm, freute sich auch, ihn anzusehen, weil man wirklich sel-

ten einen so ehrwürdigen Bart sah, aber es war einem auch gleichgültig, wenn er wieder ging; er war gleichsam nur eine Abwechslung im gleichförmigen Tage, an die man, wenn sie vorüber war, nicht mehr dachte. Mit der Schwester Hedwig mußte man sich schon mehr beschäftigen. Sie war immer da mit ihrem von vielen Nachtwachen bleichen Gesicht mit den spitzen, scharfen Zügen, dem dunklen Haar unter dem weißen Häubchen und den langen, starken Händen, deren dünne Finger etwas Spinnenhaftes hatten. Wenn sie die Fieberzahlen aufschrieb oder ablas und die Arzneien verabreichte, dann setzte sie immer einen Kneifer auf und in ihre porzellanglatte Stirn grub sich eine feine Falte, so schmal wie ein Messerschnitt. Sie wollte alle paar Stunden genau von einem wissen, wie man sich fühle, warum man das und das bei der Mahlzeit nicht aufgeessen, warum man sich aufgesetzt habe, während man doch stillliegen sollte, und hundert solche Dinge mehr. Es war jedesmal wie ein schweres Examen, und in der scharfgenauen Frage lag auch schon immer der Tadel für die Antwort. Sie hatte Grundsätze. Jonas Truttmann hatte einmal aus dem Nebensaal herübertönen hören, daß und welche Grundsätze sie hatte. Die Krankenbehandlung muß genau sein wie das Messer des Chirurgen, alle Umstände schaden bloß, hatte sie dort einigen Hilsschwestern erklärt. Weil sie so genau wußte, was sie wollte, darum schien der Professor so große Stücke auf sie zu halten. Jonas aber und seine Bettnachbarin Bethli hatten sich längst gestanden, daß sie die Schwester nicht ausstehen konnten. Sie kamen sich zu sehr nur wie zwei Medizinflaschen mehr in ihrer Hand vor, Flaschen, in die man Tropfen um Tropfen abzählt, keinen zu viel und keinen zu wenig, aber die man auch gleich beiseite setzt, wenn man sie nicht mehr braucht. Und dann — sie hatte so harte Worte: „Nimm dich etwas zusammen,“ hatte sie zu dem immer wimmernden Bethli gesagt. „Man kann nicht nur durch Hilfe von außen gesund werden, man muß sich auch selber Mühe geben.“

Die beiden Kinder warnten sich gegenseitig, wenn die Schwester auftauchte, und sie erfanden für sie einen Übernamen. „Die Giftspritze“ hießen sie sie. Das Bethli hatte den Namen zuerst genannt. Kinder sind grausam.

Hatte aber Jonas anfangs die Schwester Hedwig mehr um Bethlis willen verabscheut, so

begann er sie zu hassen, als sie eines Tages, nachdem er aus dem Operationsaal und von einer Untersuchung der Ärzte in sein Bett zurückgetragen worden war, zu einer anderen Schwester laut sagte: „Es ist, wie ich vorausgesehen, er bleibt ein Krüppel.“

Er hörte nicht das feine Herzzittern heraus, das bei diesen Worten in der Stimme der pflichttreuen und in Pflichten etwas zur Maschine gewordenen Frau war. Er hörte nur das Wort Krüppel, das für den Bauernhuben etwas Verächtliches hatte. Seitdem haßte er die Schwester. Und seitdem tönte ihm ihre Stimme noch schärfer und knapper, erschien ihm ihr Gesicht noch farbloser und widriger, ihre Nase noch spitzer. Von jetzt an war er es, der den Namen Giftprixe bei jeder Gelegenheit zuerst nannte und ihn scharf zwischen schmalen Lippen hervor-spritzte.

Der Ausspruch der Schwester hatte eine unheilvolle Wirkung auf Jonas. Er ermaß nicht seine volle Bedeutung. Er kam sich zuerst nur vor all den Zimmergenossen erniedrigt vor. Mit kindlicher Neugier schauten diese, die das Wort gehört hatten, auf den, der, wie sie nun wußten, einen Lebensdenkfettel mit sich herumtrug. Jonas fing ihre Blicke auf, aber er las das Mitleid oder die Angst nicht darin, die da neben der Neugier flackerten, er meinte, sie mißachteten ihn, und er wurde ihnen allen gram. Selbst dem sterbenden Fünfzehnjährigen drüben nahm er es übel, daß er sich nicht veranlaßt sah, einmal den Blick von der Decke zu nehmen, an die er starrte, und bildete sich ein, es geschehe, weil er es nicht der Mühe wert halte, sich um einen Krüppel zu kümmern. Bethli ärgerte ihn vollends mit ihrem Gejammer. Meinte sie denn, sie habe allein ihre Last? Er drehte ihr den Rücken oder wenn er sich ihr wieder zuwandte, maß er sie mit mißtrauischen Augen und schnitt ihr kleine Grimassen, einen Drang, ihr irgendwie weh zu tun, im Herzen. Dem wilden, unruhigen Seini aber, der sich hoch aufgestemmt, um ihn anzustarren, streckte er weit die Zunge heraus. Es war ihm selber nicht wohl dabei. Überhaupt war er in einem Zustand völliger Entgleisheit. Hatte er daheim unbewußt unter einem Beiseitegeschobensein gelitten, so konnte er hier in dem Wirrwarr der Ereignisse, in dem Taumel des körperlichen Leidens — denn er litt noch immer Schmerzen —, in all dem Neuen und Ungewohnten sich selbst nicht fin-

den. Er wälzte sich in seinem Bett. Seine junge, noch nicht zu innerer Festigkeit gelangte Seele wurde von Hunderten von zwiespältigen Empfindungen durchzittert und zerzerzt. Jetzt sah er die Sonne am Fenster und hatte Sehnsucht nach freier Luft und grünen Matten und klaren Bergen. Dann fielen ihm die Seinen ein, alle die Seinen. Die Mutter! Er hatte bisher nie groß an sie gedacht. Aber nun fiel es ihm auf, daß alle anderen Kinder Besuche bekamen, von mancherlei Leuten, Angehörigen, besonders aber von ihren Müttern. Es waren Mütter da, die hatten weiche Hände und Stimmen. Die Güte leuchtete ihnen schon aus den Augen. Sie kamen zu ihren Kindern nie ohne kleine Gaben. Zuweilen machten sie ihn fast lachen mit ihrer spielerischen, affigen Bärtlichkeit gegen ihre Sprößlinge. Er verglich die eigene Mutter mit ihnen. Er hätte sie sich niemals so weich und so — so dumm im Gebaren gewünscht wie diese anderen, aber es wurmte ihn, daß zu ihm niemand kam, daß seine Mutter nie getan, was die Mütter der anderen taten, etwa ein Stück Leckerzeug ihm zugesteckt oder eine so merkwürdige, wärmende Sorge gezeigt hatte wie Bethlis Mutter, die mit Tränen in den Augen und atemloser Spannung den Bericht der Schwester über des Kindes Befinden angehört hatte. Es wurmte ihn, daß sich auch von den Geschwistern niemand um ihn kümmerte. Die paar Wochen im Spital hatten ihn an anderes gewöhnt, ihm eine ganz andere Einstellung zu den Menschen gegeben. Er spürte mehr noch als unmittelbar nach dem Unglücksfall die Vernachlässigung durch die Seinen. Er begann zu vergleichen. Selbst die Schwester Hedwig hatte etwas, hinter dem die rauhe, wie ein Roß schaffende Mutter weit zurückstehen mußte, etwas Bornehmeres, Wohltuenderes. Und der Klotz, der Wisi, und die grobschlachte Serafina, und Geni, der Fopper! Leute wie sie, die nichts als fluchten und einander behandelten, als ob sie grobe Scheite wären, gab es hier nicht. Wieder sprang Abneigung in ihm auf. Wieder quoll und schwellte sie dunkel an und wurde bitter und zum Haß.

Die körperlichen Schmerzen ließen im Verlauf der Tage nach, aber es begann für Jonas eine viel wildere Qual, eine seelische Not, die um so schlimmer war, als er nicht zum vollen Bewußtsein dessen kam, was ihn folterte.

Bethli erzählte manchmal von zu Hause:

„Und dann spielt die Mutter mit uns. Und dann geht der Vater am Sonntag mit uns über Land.“

Jonas hörte zu, drehte sich dann plötzlich auf die andere Seite, es schroff verweigernd, weiter zu lauschen. Warum sprach sie von etwas, was er nicht haben konnte!

Der wilde Heini prahlte eines anderen Tages, wenn er wieder gesund sei, so werde er auf eine Bank als Lehrling kommen, er wolle dann fein niederer Arbeiter werden oder gar ein stinfiger Bauer, wie er in den Ferien einmal einen fennen gelernt.

Jonas hätte ihn für diese Worte prügeln können. Mehr noch aber würgte es ihn innerlich, daß er nicht auch so hoch hinaus konnte wie jener.

Wenn er über die weiße Decke seines Bettes strich, mußte er an das grobe, rotgestrichelte Baumwollbettzeug daheim denken, und er verabscheute dieses. Wenn der Arzt sich mit einem anderen Kinde länger als mit ihm unterhielt, so erfüllte ihn Neid, fressender Neid. Seine Seele litt unter dieser Umgebung, unter seinem ganzen Leben. Sie war wie feines, flüssiges Wachs, dem jeder kleine Stich, jedes Windlein sich einprägt. Es war eine wunde, blutende Seele von Kleinkindheit an. Sie hatte unbekannt gelitten unter der Empfindung, daß der schwächliche Körper nicht leisten konnte was andere, ihr hatte ein feines, zartes, im Bauernkörper ungewohntes Verlangen nach Gütlichkeit innegewohnt, das naturgemäß nie erfüllt worden war. Sie war reizbar, verletzbar, verwirrbar; die Eindrücke, denen sie in dieser neuen und fremden Umgebung ausgesetzt blieb, kollerten sie.

Eines Nachts starb der stille Fünfzehnjährige, der schon immer mit seinen großen Augen den Himmel gesucht hatte. Seit Stunden schon hatten Schwester Hedwig und seine Mutter an seinem Bett gegessen. Der Professor war spät am Abend noch einmal erschienen und hatte mit ernster, gedämpfter Stimme allerlei Verordnungen getroffen. Bethli und Jonas würden gemerkt haben, daß etwas Besonderes vorging, auch wenn Schwester Hedwig nicht zu ihnen getreten wäre und gesagt hätte: „Betet, Kinder, euer Nachbar Georg ist sehr krank.“

Bethli hörte auf zu jammern und lag mit gefalteten Händen da, schlafen konnte sie nicht, sondern schaute mit weit offenen, erschreckten

Augen nach des Jonas' Bett hinüber, und Jonas' Blick begegnete dem ihren. Er betete nicht, halb aus Widerspruch gegen die Schwester, halb weil er seine Gedanken nicht zusammenfassen konnte. Wohl ein Stunde lang lagen die Kinder so in die Kissen geduckt mit scharf wachen Sinnen und klopfenden Herzen. Das durch Mattgläser gedämpfte Licht an der Decke warf seinen Schein über die drei Betten. Eine Atmosphäre von Reinlichkeit und Einfachheit lag wie immer im Saal, aber etwas Seltsames, Ungewöhnliches schwebte daneben, halb wehnachtlich geheimnisvoll, halb tiefschauerlich wie ein Gericht. Jonas vergaß sich selbst und seine wirren, unzufriedenen Gedanken und wartete nur in atemloser Spannung, was noch werden sollte. Und plötzlich hörte er einen merkwürdigen Ton, von dem man nicht wußte, ob er eine jammervolle, kleine Klage oder ein Jauchzen war. Gleich darauf flüsterte Schwester Hedwig: „Er ist erlöst.“ Dann hörte man ein schmerzliches Schluchzen. Das war wohl die Mutter, die weinte. Bald nachher kam der Professor wieder. Es begann eine verhehlte Geschäftigkeit, als ob jemand aufgehoben und fortgetragen würde. Jonas wagte aber nicht, sich aufzurichten und hinüber zu schauen. Er lag ganz still. Und so lag das wehleidige Bethli. Jonas sah, daß ihr die Tränen über die Wangen kollerten. Es wurde still und stiller. Jemand drehte das Licht aus. War das nun der Tod gewesen? fragte sich Jonas. Und es schien ihm nichts Furchtbares daran. Hatte sie es besser, dachte er, das Bethli und der Heini und er? Und er selber? Und das Wort „Krüppel“ klang ihm wieder in den Ohren, das die Schwester gesagt hatte. Er tastete mit den Händen nach den Verbandstreifen, die seinen Körper von den Armhöhlen bis hinab an den Fuß des rechten Beines umwanden. Er hatte kein richtiges Gefühl in diesen hartumwickelten Körperteilen. Er wunderte sich nur wie schon oft, daß der rechte Fuß ganz in Höhe des linken Oberschenkels lag und das Knie so weit ausgebogen war. Krüppel, dachte er. Daran starb man also nicht. Aber wie würde das Leben werden? Er dachte daran mit mehr Neugier als Angst, stellte sich unter dem Leben auch nicht das große Unbestimmte, sondern das kleine Nahe, den Augenblick vor, da er aus dem Bett hinaus und wieder auf die Beine durfte. Auf das Gehenkönnen war er neugierig. Aber

über diesem Gedanken schlief er ein. Am anderen Morgen war das Bett des Fünfzehnjährigen leer.

„Habt ihr gehört heute nacht?“ fragte der wilde, vorlaute Heini.

Bethli ließen wieder die Tränen über die Backen. Mit den schwimmenden Augen fragte sie Jonas: War das nicht furchtbar?

Er staunte ins Leere und antwortete nicht; es war, als ob sie zusammen ein Geheimnis hätten.

Jonas hatte von da an eine verholene Zuneigung zu der kleinen Bettnachbarin.

Wenige Tage später wurden seine Verbände entfernt. Schwester Hedwig stellte zwei Krücken an sein Bett und sagte: „Wenn der Professor kommt, darfst du aufstehen, Jonas.“

Er war wie in einem Traumzustand. Die so lange umschnürt gewesenen Glieder waren noch kraftlos. Das Blut durchströmte sie, und er fühlte ein Verlangen, die befreiten zu gebrauchen. Aber vom Willen zur Tat lagen noch Ewigkeiten. Lässigkeit hemmte jenen noch. Er betrachtete die beiden Hölzer, die drüben am Stuhl lehnten, roh geschnitten, viel gebraucht. Die kleinen gelben Nägelchen, die die ledergepolsterten Achselstützen kränzten, schimmerten, und er zählte sie immer wieder. Zwischenhinein machte er schüchterne Versuche, sich im Bett zu dehnen, und er wunderte sich stärker, daß sein Bein sich nicht strecken ließ. Er dachte aber, daß es noch zu schwach sei, und grübelte nicht weiter.

„Freust du dich aufs Aufstehen?“ fragte Bethli und zeigte um so größere Teilnahme, als auch sie in den nächsten Tagen Erlaubnis bekommen sollte, das Bett zu verlassen.

Jonas nickte. „Meinst du, daß ich nicht mehr gehen kann wie sonst?“ fragte er.

Bethli schwieg. Aber sie sah die Krücken an, und die immer bereiten Tränen standen ihr wieder zuvorderst.

In diesem Augenblick trat der Professor, gefolgt von zwei Assistenten ein. Im Gerantreten erklärte er diesen etwas. Jonas hörte, daß er einer von denen sei, die Bauernndummheit auf dem Gewissen habe. Dann schlug der Arzt sein Deckbett zurück und begann die Untersuchung. „Wir haben getan, was wir konnten,“ sagte er.

Auf der anderen Seite des Bettes stand Schwester Hedwig, den Zwickel auf der spitzen,

weißen Nase: „Es hat sich noch kein Sterbemensch um den Buben bekümmert,“ flüsterte sie dem Arzt zu, aber es war keine Möglichkeit, daß Jonas es nicht hätte verstehen sollen.

„Melken und Saugen ist wichtiger,“ entgegnete einer der Assistenten.

Jonas merkte, daß von seinen Leuten die Rede war. Er schämte sich. Und indem er sich schämte, zürnte er wieder denen daheim, daß sie ihn in diese Lage gebracht hatten: Am liebsten hätte er die Decke hoch und gleich auch noch über den Kopf gezogen.

„Wie fühlst du dich, Bub?“ fragte der Professor. Er legte seine weiche, vornehme Hand auf Jonas' Stirn und sah ihm forschend in die Augen.

„Ich weiß nicht,“ stotterte dieser.

Die Schwester und ein Assistent hoben ihn auf des Professors Wink aus dem Bett und stellten ihn, ihn stützend, auf den Boden. Er sah plötzlich, daß sein eines Bein in einer seltsamen Krümmung in der Luft hing und daß die eine Schulter viel höher war als die andere. Aber er ängstigte sich noch nicht. Vielleicht besserte sich das ja nach und nach. Er wurde aber sehr bleich und sah das Bethli gegenüber, das mit gespannter Aufmerksamkeit zuschaute, nur noch wie durch einen Schleier.

„Soll ich —?“ fragte die Schwester den Arzt und blickte nach den Krücken.

„Er wird nicht können,“ antwortete dieser, nahm aber eines der Hölzer und schob es Jonas unter.

Instinktiv faßte dieser nach den Griffen, als Schwester Hedwig ihm auch die zweite Krücke reichte. Mit Hilfe der Ärzte bewegte er sich einige Schritte vorwärts. Aber das anfängliche Schwindelgefühl wurde stärker. Ohne Hilfe wäre er sicher gefallen.

Der Professor war seinen Gehversuchen mit prüfendem Blick gefolgt.

„Genug,“ sagte er jetzt und hieß die Schwester den Knaben ins Bett zurückbringen.

„Armer Kerl,“ sprach er leise, als er sich mit seinen Assistenten entfernte.

Jonas streckte sich in die Kissen. Der Blick wurde ihm wieder klar; er war froh, stillliegen zu können, denn er war müde wie nach einem weiten Marsch.

Schwester Hedwig brachte ihm Fleischbrühe. Dann schlief er sogleich ein.

Als er wieder erwachte, mußte er sich erst be-

sinnen, was vorgefallen war. Und nun quälte ihn etwas, von dem er sich selbst nicht Rechenschaft gab. Er hätte die Schwester etwas fragen mögen, aber seine Scheu ließ es nicht zu. Aber Bethli sprach er nachher an: „Glaubst du, daß mein Bein so bleibt?“

„Wie?“ fragte das Mädchen, ungewiß, was

es antworten sollte, mit weiten Augen. „So — so kurz und gekrümmt?“

„Nein — doch —“ tröstete Bethli, aber sie sah so verlegen und furchtsam aus, daß Jonas wußte, was die Uhr geschlagen hatte.

Von da an begann er über die Zukunft zu grübeln. (Fortsetzung folgt.)

Winternähe.

Verwandelt stehn die Bäume,
Vom scharfen Nord entlaubt,
So welken ach, die Träume,
An die ich lang geglaubt.

Was freu mir schien verbunden,
Das streifte leicht sich ab,
Bis alles hingeschwunden,
Was einst mir Hoffnung gab.

Auch jener frohe Glaube,
Der Jugend Freund, verblich,
Er schwand, der Zeit zum Raube —
Der Winter naht sich.

Allein ist mir geblieben,
Was mir Natur verlieh:
In eingesenkten Trieben
Des Liedes Melodie.

Martin Greif.

Die Lüneburger Heide.

Von Emil Schaeffer.

So heißt „der im preußischen Regierungsbezirk Lüneburg zwischen den Flüssen Aller und Elbe gelegene, 90 Kilometer weit von Südosten nach Nordwesten bis gegen Bremen und Stade sich hinziehende Landrücken, der ein Gebiet von etwa elftausend Quadratkilometer umfaßt, im Wilseder Berg die Höhe von einhundertsechzig Meter erreicht“ und — aber das steht nicht mehr im Lexikon — von den Deutschen im vierten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt wurde; das heißt, bloß dreihundertfünfzig Jahre, nachdem Columbus einen neuen Erdteil gefunden hatte. Warum diese Entdeckung, der Lüneburger Heide nämlich, so spät erfolgte? In deutscher Vergangenheit pflegte man zu reisen, um himmlische oder irdische Güter zu gewinnen. Aber die steinernen Dorfkirchen der Heide verwahrten keine wundertätigen Reliquien, zu denen fromme Andacht viele Meilen wallfahrtet, und welche Schätze ließen sich der aus Quarz sand bestehenden, von Ton- und Sand- und Mergellagern überdeckten Bodenschicht der Heide abgewinnen? Fruchtbare Gebiet gab es nur am Rande, „sonderlich gegen die Elbe zu, wo die Marschländer sind. Darum haben die Alten dieses Land einem Münchskopff verglichen, der in der Mitte kahl, ringsherum aber mit Haar bewachsen . . .“ Als die Menschen begannen, um ihrer Bildung willen oder

zum Ergötzen der Augen die Mühsal des Reisens auf sich zu laden, was konnte dieser arme Erdenwinkel ihrem Wissensdrang und ihrer Neugier bieten? Feldeinsamkeit, umsummt von Bienen, überwuchert von Heidekraut und Heidelbeeren, . . . Birken, . . . Buchen, . . . Schafherden . . . Derlei zu schauen, ließ man die Pferde nicht vor die Reisetutsche spannen. Denn — so hatte zwei Menschenalter nach Christi Geburt Quintilianus, der römische Rhetor, dekretiert — „eine Gegend verdient unser Lob, wenn sie schön und nutzbringend zugleich ist. Schön wird sie durch ihre Lage am Meer, in der Ebene, in angenehmer Umgebung; nutzbringend, wenn sie gesund und fruchtbar ist.“ Dabei blieb es bis ins zweite Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. „Schreckliche Abgründe scheiden Böhmen von Sachsen . . .“ „Berge sind unnatürliche Geschwülste der Erdoberfläche . . .“, und Albrecht von Haller, der Schweizer, empfand „vollste Befriedigung in dem höchst angenehmen Holland“, wo „kein Baum außer der Schnur wächst, kein Fußbreit ohne Ausbeute ist“, und „Alles eher ein willkürliches Gemälde als etwas Wirkliches scheint“. J. G. Kestler, dessen Reisebeschreibungen Goethens „lehrhafter“ Vater „berichtigt und ergänzt“, hat in der lombardischen Tiefebene versucht, die „ganz ungemeinen Regungen und Vergnügungen“ sich vorzustellen, die „derjenige, so zum